

WERNER BERGENGRUEN

WARUM ICH DICHTE

Von jeher, das heißt: von sehr früher Jugend an, habe ich an der Fruchtbarkeit gewisser Diskussionen über Fragen der Dichtung gezweifelt. Solche Diskussionen scheinen mir oft von der Auffassung auszugehen, jeder einigermaßen respektable und reputierliche Dichter müsse doch so etwas haben wie ein Programm — und über Programme läßt sich ja reden. Einer solchen Auffassung entspringt dann jene Frage, die so oft an unsereinen gerichtet wird und die mir jedesmal ein Gefühl äußersten Unbehagens verursacht, nämlich die Frage, was ich mit meiner Dichtung denn eigentlich wolle.

Jeremias Gotthelf hätte auf eine solche Frage augenblicks in seiner klaren und sprachkräftigen Art geantwortet; Stifter hätte es auf seine Weise, wiewohl zögernder, vermutlich ebenfalls getan; und Stefan George hätte ohne Irrtum und Schwanken die Antwort gewußt, wenn er auch, sie zu geben, höchst wahrscheinlich verschmäht haben würde.

Aber ich muß nun das Eingeständnis machen, daß ich, was mich angeht, eigentlich keine Antwort gefunden habe.

Es kann sein, daß ein anderer, auch für meinen Fall, die Frage besser zu beantworten wüßte als ich selbst.

Vielleicht liegt diese Schwierigkeit in der Fragestellung, die fast etwas derart voraussetzen scheint, als habe ich mich in einem bewußten Akt des Willens zur Dichtung entschlossen, als ließe ich mich von einem Gesamtplan, von einer weitreichenden Absicht führen.

Statt: „Was will ich mit meiner Dichtung?“, will ich mich lieber fragen: „Warum dichte ich?“

Da bin ich nicht einen Augenblick um die Antwort verlegen, und sie lautet: weil es ein offenbar elementares Bedürfnis meiner Natur ist, weil ich dem Triebe nachgeben will und muß, der mich von früher Jugend an beherrscht hat. Anders vermöchte ich nicht zu leben.

Es lockt, nein, es nötigt mich, im Gedicht das auszusprechen, was als Empfindung und Anschauung mich überwältigt, und es lockt und nötigt mich, in der Erzählung, und insbesondere in ihrer strengsten Form, in der Novelle, den Menschen in seiner Freiheit und in seiner Notwendigkeit zugleich zu erblicken, und in der scheinbaren Regellosigkeit, Willkürlichkeit und Zufälligkeit unseres irdischen Geschehens jener Gesetzmäßigkeit nachzuspüren, die mir als Unterpfand für die Richtigkeit und Rechtmäßigkeit des Weltgefüges und aller in ihm stattfindenden Bewegungen erscheint.

Das hieße also: was ich mit meiner Dichtung will, das ist zunächst etwas auf mich selber Bezogenes, nicht etwas auf die anderen Menschen Bezogenes, an die sich zugebehermaßen und unmißverständlich meine Dichtung doch wendet. Und doch sind diese anderen, nenne man sie Leserschaft oder Publikum, auf eine Weise bei allem künstlerischen Schaffen zugegen, denn zum mindesten unbewußt stellt der Dichter sich seinen Leser, den er freilich mit sich selber zu identifizieren geneigt sein wird; immer vor Augen. Etwa, wenn er sich über seiner Arbeit die Frage vorlegt: ist dieser oder jener erzählerische Zusammenhang bereits deutlich genug geworden, ist dies Motiv, ist dieses Geschehnis schon genügend vorbereitet, erscheinen die Handlungen der und der Gestalt auf Grund dessen, was bisher von ihr ausgesagt

wurde, auch glaubhaft oder bedürfte der und der Zug am Ende einer Unterstreichung? Für den Dichter selber, der doch die darzustellenden Vorgänge kennt, brauchte es solcher Überlegungen ja nicht. Ich meine, dieses Beispiel mache es einleuchtend, wie sehr ein imaginärer Leser dem Schreibenden fortwährend über die Schulter guckt, und wie sehr der Schreibende, der nur sich selber zu befriedigen, nur die eigene Lust zu sättigen denkt, diese Sättigung doch erst erreicht, und sei es auch nur in der Annäherung, wenn er diesem imaginären oder idealischen Leser Genüge getan zu haben glaubt. Denn dieser Leser ist ihm der Richter, und dieses Lesers zum wenigsten vermeintliches Urteil ist ihm

der Maßstab, an dem er den nie ganz aus der Welt zu schaffenden Abstand zwischen dem von ihm Gewollten und dem ihm Gelungenen mißt. Dieser, während des Schaffensprozesses meist durchaus unbewußt auftretende Gedanke an den Leser wird den Dichter auch da beherrschen, wo er etwas schreibt, dessen Veröffentlichung er, aus welchen Gründen immer, keineswegs beabsichtigt. Dies zeigt am deutlichsten, daß es sich hier nicht um eine Spekulation auf das Publikum handelt, sondern um die bis zu einer bestimmten Grenze durchgeführte Personifizierung der den Dichter beherrschenden Kriterien.

Ist nun in der Gleichzeitigkeit eines Strebens, das ausschließlich sich selber meint, und eines Strebens, das sich doch zugleich auf irgendeine Weise an den teilnehmenden anderen, also den Leser oder Hörer, wendet, nicht eine Unstimmigkeit enthalten? Vielleicht. Dann gönne man ihr einen Platz unter all den Unstimmigkeiten, Antinomien und Paradoxien unserer Welt, hinter denen sich doch jene Richtigkeit verborgen hält, die ich unter dem Namen der ewigen Ordnungen begreife. Mit diesen ewigen Ordnungen korrespondiert für meine Empfindung das Gewebe der Fundamentaltatsachen des Lebens, des natürlichen wie des geistigen und seelischen, des individuellen wie des öffentlichen; also etwas, das von den Geschneissen, die sich auf unserer Erde je und je in einzelnen Ländern und in einzelnen Zeiten abspielen, unabhängig ist.

Diese ewigen Ordnungen mögen wohl das verborgene Zentrum meiner dichterischen Aussage bilden.

Hier ist der Punkt, an dem sich die eigentliche Aufgabe des Dichters mir darstellt, der Punkt, an dem es anschaulich wird, wie das Amt des Dichters, so wie ich es verstehe, mit dem Triebe der Selbstsättigung, mit dem Gar-nicht-anders-Können, zusammenfällt.

Der Dichter soll, das ist meine Grundmeinung, diese ewigen Ordnungen nicht lehren wollen; er soll nicht predigen, ja, vielleicht soll er nicht einmal verkündigen. Er soll trachten, diese ewigen Ordnungen sichtbar zu machen.

Hofmannsthal hat einmal gesagt: „Wir vermögen nur die Gestalt zu lieben, und wer die Idee zu lieben vorgibt, der liebt sie immer als Gestalt. Die Gestalt erledigt das Problem, sie beantwortet das Unbeantwortbare.“

In diesen Worten eines verehrungswürdigen Mannes habe ich mit Freudigkeit eine Bestätigung dessen gefunden, was ich als eine Gewißheit in mir finde: daß es nämlich meine Obliegenheit ist, nicht so sehr Gedanken und Anschauungen zu proklamieren, als vielmehr Bilder und Gestalten aufzustellen.



Geboren 1892 in Riga, Baltikumkämpfer von 1919. Studierte in Deutschland und ließ sich in Berlin als Schriftsteller nieder. 1937 aus der Berufsliste gestrichen. Ging erst nach Tirol, dann in die Schweiz. Lyriker und Novellist. Am bekanntesten die Gedichtsammlung von 1944 „Dies irae“. Vor kurzem mit dem Raabe-Preis ausgezeichnet.